

LITERATUR AUS DER  
BUCHHANDLUNG SCHWARZ

IM GESPRÄCH:

## Svenja Leiber



© Ulf Amide

**Der Weg nach Schipino ist weit. Nimmt man den Zug, so springt man in Dudenki vom Wagen, eine Station in den Weiten Russlands, »das hölzerne Bahnhofsgebäude«, so heißt es, »versinkt im Gestrüch«. Aber die eigentlichen Beschwerlichkeiten der Reise beginnen erst hier. Moosige Wälder, die kilometerweit im Wasser stehen, glitschige Baumstämme über Flüsse, Brennnessel- und Schachtelhalmfelder.**

Jan Riba, der ein aus dem Gleichgewicht geratenes Leben in Deutschland hinter sich gelassen hat, hat sich an der Seite seines Moskauer Freundes Viktor auf diesen Weg gemacht, der ihm nach gemeinsamen und viel zu langen Wochen in der Stadt den russischen Sommer zeigen will. Schipino besteht aus einer Handvoll Häuser und gut einem halben Dutzend Menschen, der Verfall ist allgegenwärtig. Orte der Sehnsucht sehen anders aus.

Svenja Leibers Roman ist ein in mehrfacher Hinsicht bemerkenswertes Buch, ein Text, der auch das mehrmalige Lesen verträgt, ja, sogar danach ruft, und der dennoch seine Geheimnisse nicht in Gänze offenlegt. Nicht die des Ortes und nicht die seiner Bewohner, die in einer eigentümlichen Symbiose leben und die eine zentrale Geschichte teilen, die Geschichte Maschas, der alles Gräuel

der Welt widerfahren ist und deren Schatten seit ihrem Verschwinden über Schipino liegt: »Mascha war Schipinos Anfang und dann Schipinos Ende«.

Neben Jan Riba und der verschwundenen Mascha ist dabei Lilja die dritte zentrale Figur des Romans. Mit ihr verbringt Jan den Winter in Schipino und es ist ihre Geschichte, auf die das Buch am Ende zuläuft.

Das Gespräch mit Svenja Leiber führte Martin Gülich.

*Martin Gülich: Schipino handelt von Orten und Menschen, die aus der Welt gefallen zu sein scheinen. »Schipino«, so heißt es an einer Stelle, »liegt weit im Abseits. So weit, dass es kaum zu erkennen ist.« Gab es so etwas wie einen Anfangsimpuls für Ihre Arbeit an dem Buch, den Sie benennen können?*

Svenja Leiber: Ja, es gab einen ganz konkreten Anfangsimpuls, der sich jedoch nicht auf einen Ort, sondern vielmehr auf eine Person bezog. Ursprünglich war das Buch als eine Art Requiem auf eine junge Frau gedacht, aber nicht im Sinne eines Nachrufs, sondern vielmehr auf der Suche nach einer Sprache, die so viel Leben in sich trägt, dass sie das real beendete Leben eines Menschen irgendwie fortsetzt, um- oder weiterdichtet. Aber natürlich geht so ein Text seinen eigenen Weg, oder in diesem Fall »zwei Wege«. Dieser Dynamik habe ich mich gebeugt. Es ist

etwas ganz anderes daraus geworden, als ich erwartet hatte. Aber Wege führen irgendwohin, und so bin ich in »Schipino« gelandet, was ein reiner Kunstort ist, und ich würde es hier gerne noch offen lassen, ob er an der Peripherie oder im Zentrum liegt.

*Sie hatten ein Grenzgänger-Stipendium der Robert-Bosch-Stiftung, das die Recherchearbeit für literarische Projekte unterstützt, die die Länder Mittel-, Ost- oder Südosteuropas in den Blick nehmen. Sind Sie früher schon durch Russland gereist? Hatten Sie, bevor Sie sich um das Stipendium bewarben, bereits ein »Schipino« im Kopf?*

Ich war in den 90er Jahren relativ oft in Russland. Mich hat das Land, und vor allem seine Literatur, schon als Jugendliche zutiefst berührt. Ich habe es »getrunken«. Mir ist dort etwas begegnet, was ganz mit meinen Sehnsüchten übereinstimmte. Aber ich habe schon damals auch etwas anderes wahrgenommen, etwas wie eine große Zerstörung. Heute geht es mir manchmal so, dass ich sagen möchte: Denk ich an Russland, denk ich an den zerstörten Menschen.

*Lesen Sie weiter auf der nächsten Seite...*

IM GESPRÄCH:

## Svenja Leiber

Das darf man natürlich nicht falsch verstehen. Ich kenne wunderbare, unendlich begabte, auch glückliche Russen. Aber dennoch. Mir erscheint es wie eine Art »postsozialistisches Trauma«, welches den Menschen selber überhaupt nicht bewusst ist. Natürlich sehe ich das ganz von außen, ganz unwissend. Wenn ich aber Äußerungen von beispielsweise Juri Afanassjew über Russland lese, so beschreibt er aus seinem Wissen heraus exakt das, was ich intuitiv in Russland wahrgenommen habe.

*Sie selbst haben Ihr Buch einmal einen »fliegenden Teppich« genannt. Ein schönes Bild für diesen Roman, der etwas sehr Schwebendes und nie gänzlich zu Greifendes hat. Haben Sie beim Schreiben je die Versuchung verspürt, manche der Leerstellen, die Sie lassen, zu füllen. Zum Beispiel diejenigen um Mascha, deren weiteres Schicksal zwar angedeutet, aber nie wirklich benannt wird.*

Das Buch war einmal doppelt so lang. Zwangsläufig war da auch einiges konkreter. Mascha blieb immer in der Schwebel. Sie muss in der Schwebel bleiben. Sie ist, in ihrer Nähe zu Lilja, das Zentrum des Buches, aber ein Zentrum, das man nicht erreichen kann. Wissen Sie, das Buch ist ja auch ein Aventure-Versuch, das ist mir erst am Ende klar geworden. Diese Figur des Wolfram von Eschenbach, Parceval, sagt man auch, durch dieses Tal, so ungefähr. Jan Riba muss durch dieses

»Tal«. Durch sein ganz persönliches, inneres. Und er wird fragen müssen: Was fehlt dir? Aber das ist nur eine Ebene. Vieles bleibt auch unkonkret, weil Jan Riba einen unkonkreten Charakter hat. Sein Hauptzug ist Indifferenz. Mir war es wichtig, dass sich mit der Zeit herausstellt, Indifferenz ist auch eine Tat, oder eine Untat. Und so war es mein Versuch, Riba wenigstens von der Indifferenz in die Melancholie zu führen, welche früher auch als eine Sünde galt. Das ganze Buch sucht ja letztendlich auch nach dem Ausweg aus der Melancholie, in die wir, in Anbetracht unserer scheinbaren oder tatsächlichen Lage, ja ständig zu verfallen drohen.

*Mir scheint, es geht in Schipino um weit mehr als einen Ort irgendwo in den Weiten Russlands. Dort, wo etwas aus der Welt gefallen ist, sieht man im Spiegel ja auch immer die Welt selbst.*

So gesehen ist Schipino natürlich auch eines jeden Ort. Nur sieht dieser Ort bei jedem ganz anders aus. Natürlich. Und mit Sicherheit ist er kein russisches Dorf. Ich will ja nichts über Russland erzählen. Das kann ich gar nicht! Das ist ja mein inneres Russland. Das sind Bilder. Ich hätte auch einen Mönch am Meer beschreiben können, der war ja auch immer dabei, wenn ich am Tisch saß, aber ich musste mal vom Meer und vom Norden weg.

*Eine für mich sehr eindrückliche Szene in Ihrem Buch ist die, als auf einmal*

*der so lebenswichtige Herd aus dem Kochhaus verschwunden ist, und man ihn nach kurzer Suche an der Seite des langen Pawel unter Apfelbäumen findet, der ihn dort hingekarrt hat, um das Obst an Ort und Stelle einzukochen.*

Der Herdtransport ist, neben seiner schlichten Absurdität, natürlich auch ein Ausbruchsversuch. Das tun Menschen. Sie denken, wenn das Glück nicht zu mir kommt, dann gehe ich einfach zum Glück. Manche reisen jahrelang um die Welt. Manche kommen mit viel Apfelkompott heim, andere mit blauen Flecken.

*Im letzten Kapitel des Romans wechselt die Perspektive von einem auktorialen zu Jan Riba als Ich-Erzähler. Ist diese Verschiebung Ausdruck einer inneren Veränderung Ribas? Ist er auf eine Art angekommen?*

Man könnte schon sagen, dass Riba irgendwo angekommen ist, aber letztendlich nur an einem Punkt, von dem aus er endlich losgehen könnte. Also, das Buch ist ja ein Buch vor dem Buch. Oder, um auf das Requiem zurückzukommen: Vielleicht wäre Riba, wäre er ein Komponist, am Ende des Buches in der Lage, dieses Requiem zu schreiben.

*Frau Leiber, ganz herzlichen Dank für das Gespräch.*

**Svenja Leiber: Schipino.** Roman. Schöffling & Co. 18,95 €

# Michael Köhlmeier Moritz und Madalyn

Von Martin Gülich

**Versuchen wir es so: Ein Schriftsteller (I), Autor des vorliegenden Buches, schreibt über einen Schriftsteller (II), der gerade über einem Roman sitzt, den es voranzubringen gilt, als er von einer jungen Frau aus dem Tritt gebracht wird. Nein, keine Liebesgeschichte, zumindest nicht zwischen diesen beiden. Die junge Frau ist ein vierzehnjähriges Mädchen aus demselben Haus, dem er vor Jahren einmal das Leben gerettet hat, ein bisschen jedenfalls, und dem er seitdem so etwas wie ein Schutzengel ist.**

Was er dieses Mal schützen soll, ist freilich nicht ihr Leben, sondern ihre erste große Liebe, was in diesem Alter mehr oder weniger auf dasselbe hinausläuft, eine gemeinsame Schulfahrt nach Weimar steht bevor, die Eltern des Mädchens sind dagegen. Überhaupt sind diese Eltern recht grässliche Gesellen, das Mädchen kann sie nicht leiden, der Leser auch nicht, obwohl er sie kaum kennt, aber so viel Solidarität mit einer Vierzehnjährigen, die um ihre erste Liebe gebracht werden soll, muss schon sein. Der Junge ist eine Klasse über ihr, ein Gedicht von ihm, von der Lehrerin des Mädchens im Unterricht vorgetragen, hat sie elektrisiert. Aber das Gedicht, so gibt der Junge, nachdem die beiden sich

kennengelernt haben, irgendwann zu, sei gar nicht von ihm, wie es auch keine anderen Gedichte von ihm gebe, in Wahrheit nämlich sei er ein Sprayer. Und so führt er das Mädchen ans Donauufer, um ihr sein letztes und bislang bedeutendstes Werk zu zeigen, doch auch das, räumt er einige Zeit später ein, stammt von einem anderen. Einzig die Widmung »für Claudia«, die das Graffito trägt, ist von ihm, eine angeblich alte Geschichte, nicht einmal eine Liebe, doch auch daran gibt es Zweifel. Zumal das Mädchen den Jungen mit eben jener Claudia in recht eindeutiger Umarmung in der Stadt sieht, aber auch dafür findet dieser eine Erklärung.

All das wird erzählt von dem aus dem Schreibfluss gebrachten Schriftsteller, dem sich das Mädchen anvertraut, ohne dass er all das, was er über die Liebesgeschichte der beiden zu berichten weiß, aus ihrem Mund erfahren haben kann. »Mir ist es nie schwergefallen jemanden anzulügen. Ich bin der, dem jeder glaubt, auch wenn er lügt.« Und: »Ich betrachte diese Gabe übrigens als charakterlichen Kollateralschaden meines Berufs.« Sagt Schriftsteller II. Schreibt Schriftsteller I. Und so ist dieser Roman nicht nur die berührende Geschichte einer ersten großen Liebe, sondern insbesondere auch eine kluge Betrachtung über das Schreiben selbst, über das Erzählen und

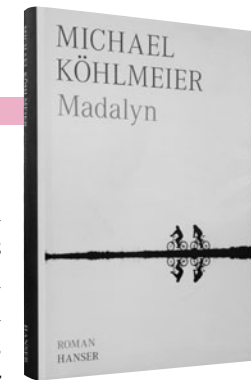
das sich Aneignen von Geschichten, über Wahrheit und Lügen und davon, dass die Trennlinien dazwischen bisweilen recht verschwommen sind. Gut möglich, dass der Junge, der dem Leser als notorischer Lügner entgegenkommt, am Ende der einzige ist, dem in diesem Roman zu trauen ist.

Das Mädchen, um das es in dieser Geschichte geht, heißt Madalyn, und sie ist es, die diesem Roman seinen Namen gibt. In weiteren Rollen: Moritz Kaltenegger als ihr Freund und

Sebastian Lukasser als Schriftsteller II, dem Michael Köhlmeier, Schriftsteller I, schon einmal in seinem Epos *Abendland* die tragende Rolle des Erzählers zugeordnet hat. So ist er als Erzählstimme sozusagen bereits legitimiert, eine schöne Finte, die zum übergeordneten Thema des Buches passt. Übrigens: Die Eltern Madalyns erweisen sich zuletzt als doch nicht so grässliche Gesellen, wie zu Beginn des Buches angenommen, und fast möchte man sich bei ihnen entschuldigen, dass man ihnen im Geiste Böses unterstellt hat. Aber zum Glück hat man ja niemandem von ihnen erzählt.

**Michael Köhlmeier: Madalyn.** Roman. Hanser. 17,90 €

DER JUNGE  
IST EINE KLASSE ÜBER IHR,  
EIN GEDICHT VON IHM  
HAT SIE ELEKTRISIERT.



# West-östliche Träume und Traumata

Von Heiko Fischer

**Thomas Lehr hat sich mit seinem Roman *September. Fata Morgana* an ein schwieriges Thema gewagt – und große Kunst geschaffen.**

Wenn man das Buch mit seinen knapp 480 Seiten zuschlägt und beiseite legt, mag man sich geläutert, verstört und bereichert fühlen, dass man unberührt und gleichgültig bleibt, ist unwahrscheinlich. Allerdings verlangt der Weg dorthin dem Leser auch ab, sich vor allem unvoreingenommen auf die ungewöhnliche Form einzulassen, in der Lehr eine erstaunliche Bandbreite und Tiefe an Motiven verhandelt. Zwei Orte und zwei Zeiten bilden den narrativen Rahmen für den Text: New York im Jahr 2001 und Bagdad 2004. Und obwohl die zentralen Themen des Buchs die Terroranschläge am 11. September und das Leben im Irak nach der amerikanischen Invasion sind, reicht der Text weit über diese beiden Pole hinaus. Lehr behandelt vielmehr die unzähligen Vernetzungen, die zwischen Orient und Okzident bestehen und die wie ein Mycel die brutale Präsenz medialer Bilder umspinnen, unterwandern und ihnen mit den Mitteln der Literatur ihre Macht nehmen.

Dass es in der Beziehung zweier Kulturkreise kein einfaches Richtig und Falsch gibt, spiegelt sich in der literarischen Form, die Lehr für seinen Text

gewählt hat: der weitgehende Verzicht auf Satzzeichen lässt seine Sätze zu schriftlichen Vexierbildern werden, die oft mehrere Bedeutungsebenen öffnen und verschiedene Lesarten zulassen, was sich auch in der titelgebenden *Fata Morgana* widerspiegeln mag. Zudem lässt er eine Vielzahl verschiedener Stimmen in Form seiner Protagonisten zu Wort kommen, was den Roman zu einer elegant orchestrierten, polyphonen Komposition werden lässt.

Da ist zunächst Martin, ein deutsch-amerikanischer Germanist, der an einer Universität an der Ostküste der USA unterrichtet und der sich zum Zeitpunkt der Anschläge in New York vor allem mit den Frauen in Goethes Leben beschäftigt – genauer mit Marianne von Willmer, die ja im West-östlichen Divan ihre literarische Verewigung erfuhr. Aufgrund eines tragischen Zufalls wird seine Tochter Sabrina bei den Terroranschlägen aufs World Trade Center ums Leben kommen. Weitere Figuren, anhand derer Lehr die Lebensumstände amerikanischer Intellektueller exemplarisch nachzeichnet, sind seine von ihm getrennt lebende Frau Amanda und ihr neuer Partner Seymour, der im Erdöl-Geschäft reich geworden ist. Auch Amanda wird unter

den Opfern des 11. Septembers sein und dieses Trauma ein Anlass für die beiden unterschiedlichen Männer, eine zaghafte, von Lehr mit großer Sensibilität geschilderte Freundschaft einzugehen. Diese Annäherung zwischen einem liberalen Deutschen und einem konservativen Amerikaner wird Lehr als Bühne dienen, komplexe und widersprüchliche Diskussionen zu inszenieren, die aber auch und vor allem durch ein großes Maß gegenseitiger Empathie gekennzeichnet sind.

Die andere der beiden Welten, die sich gegenseitig durchdringen, ist die von Tarik und seiner Familie. Als aufgeklärter intellektueller Iraker hat er in Paris Medizin studiert, um dann Mitte der 70er Jahre in einen Irak zurückzukehren, der an der Schwelle zur Moderne zu stehen scheint. Seine Frau arbeitet als Übersetzerin und die jungen Leute sind voller Hoffnung und Engagement für ihr Land. Nun schreiben wir das Jahr 2004, der Alltag im Irak ist geprägt von der amerikanischen Besatzung und einer zunehmenden Desillusionierung: Statt Freiheit und Demokratie, auf die Tarik und seine Freunde als Kritiker von Saddams Baath-Partei gehofft hatten, greifen Terror und religiöser Fanatismus um sich und werden

am Ende auch Tariks Familie zerstören. Seine älteste Tochter wird zum Folteropfer, weil sie in die Machenschaften des korrupten Regimes verstrickt wird und stirbt nach ihrer Rettung einen willkürlichen Tod bei einem Selbstmordattentat. Anhand dieser Rahmenhandlungen, in die Erinnerungen der Protagonisten als Rückblenden eingeflochten sind, zeichnet Lehr ein eindrückliches Panorama west-östlicher Beziehungen und verdeutlicht, wie absurd es ist, diese auf mit Schlagwörtern geführte Debatten reduzieren zu wollen. Dabei bedient er sich der Mittel der Literatur und eben nicht jener politischer Rhetorik – sei es in seiner beklemmenden Schilderung von Tariks Praxis als Arzt in Bagdad unter stets schwieriger werdenden Bedingungen oder dem Leben in »Embargo-Land« unter Saddam.

## Thomas Lehr



**THOMAS LEHR IST MIT  
»SEPTEMBER. FATA  
MORGANA«  
EIN GROSSER WURF  
GELUNGEN.  
SEIN ROMAN  
IST EIN BELEG DAFÜR,  
DASS ES DIE KUNST IST,  
DIE UNS DIE MITTEL  
BEREITSTELLT,  
BRISANTE FRAGEN  
UNSERER ZEIT ANGEMESSEN  
ZU VERHANDELN.**

zu wollen. Dabei bedient er sich der Mittel der Literatur und eben nicht jener politischer Rhetorik – sei es in seiner beklemmenden Schilderung von Tariks Praxis als Arzt in Bagdad unter stets schwieriger werdenden Bedingungen oder dem Leben in »Embargo-Land« unter Saddam. Auch an literarischen Bezugspunkten fehlt es nicht. Da sind zunächst die Gedichte, die die Töchter von Martin und Tarik verfassen und die oft wie Vignetten den Kapiteln nachgestellt sind und den ohnehin schon sehr po-

etischen Text weiter ins Lyrische öffnen. Unter den zitierten Texten finden sich zentrale Werke amerikanischer Gründungsmythologie, wie die Walt Whitmans, ebenso wie Texte von Friedrich Rückert, dem Begründer der deutschen Orientalistik. Lehr greift außerdem eine Vielzahl von Motiven auf, die die westliche Sicht des Orients geprägt haben: Seien es die Geschichten von Sindbad dem Seefahrer oder die Bilder des babylonischen Turmbaus, die sich auch in den kollabierenden Twin Towers reflektieren. Ihm

gelingt dabei, diese Orientalismen ernst zu nehmen und sie gleichzeitig in der subjektiven Erfahrung seiner Figuren zu brechen und dadurch zu zeigen, wie sehr unsere Wahrnehmung des »Anderen« durch diese Bilder geprägt ist. Doch auch die orientalische Literatur, Dichter wie Hafis und Rumi, dient als Bezugspunkt und wird in ihrer Resonanz in den Alltag der Figuren eingebunden gezeigt. Die Literatur, wie Lehr sie darstellt, ist intergraler Bestandteil des menschlichen Alltags und gerade in diesem alltäglichen Kontext entfaltet sie

ihre größte – und im besten Sinne profane – Wirkung als Kraft, die in der Lage ist, Grenzen zu überwinden, Horizonte zu öffnen und Hoffnung zu stiften. Die Grenzen zwischen Literatur und Leben, Fiktion und Wirklichkeit fangen also auch auf dieser Ebene des Texts an sich aufzulösen. Thomas Lehr ist mit *September. Fata Morgana* ein großer Wurf gelungen. Sein Roman ist ein Beleg dafür, dass es die Kunst ist, die uns die Mittel bereitstellt, brisante Fragen unserer Zeit angemessen zu verhandeln. Und dass die Literatur eine tieferes Verständnis der Welt anbieten kann, als es die Nachrichten tun.

**Thomas Lehr: *September. Fata Morgana*. Roman. Hanser. 24,90 €**

### • ZUR PERSON •

**T**homas Lehr, 1957 in Speyer geboren, lebt in Berlin. Er wurde für sein Werk mehrfach ausgezeichnet. Zuletzt erschienen Nabokovs Katze (Roman, 1999), Frühling (Novelle, 2001) und der Roman 42, der 2005 auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises stand, für den er auch mit September. Fata Morgana nominiert ist.

# Inger-Maria Mahlke

## Heillos verstrickt

Von Gabriele Michel

**Es könnte eine Liebesgeschichte sein: treffen sich zwei, Frau und Mann, leben plötzlich zusammen, nichts steht einem Glück entgegen. Doch Inger-Maria Mahlkes Roman *Silberfischchen* ist kein bisschen Romanze, sondern eine bewundernswert präzise, aber auch beklemmende Studie darüber, wie Einsamkeit und Sehnsucht in Quälerei und Gewalt münden können.**

Schon die erste Begegnung steht unter keinem guten Stern: Der Schaffner hat sie erwischt, Hermann Mildt, frühpensionierter Polizeibeamter auf einer seiner rituellen Foto-touren, hat keinen Fahrschein und die Polin Jana Potulski nicht mal Papiere. Mildt nimmt sie mit zu sich nach Hause, sie nistet sich ein als Zugehfrau für die gewöhnlichen und auch besondere Dienste. Dabei ist es nicht Liebe, die die beiden verbindet, auch nicht Sex oder Fürsorglichkeit. Es ist der erbitterte Versuch zweier Außenseiter, so etwas wie Nähe zu erleben, vielleicht sogar Verbundenheit. Doch Armut, Isolation und Enttäuschungen haben die beiden so ausgehöhlt, dass sie Wünsche nur noch als Befehl äußern können und ihre Bedürfnisse wie riesige böse Kraken den anderen vernichten, Fesseln und Gift zugleich.

Sie belauern, drangsalieren, demütigen sich – und doch gibt es immer wieder

Momente der Berührung, mitunter fast zärtlich, zugleich heillos, weil jeder sofort in Machtgebärden und böse Worte umschlägt.

Die Autorin, die im letzten Jahr den Open Mike in Berlin gewann, hat im Grunde einen Obduktionsbericht geschrieben, der eine soziale Katastrophe analysiert. Dabei spürt man, dass die studierte Juristin Erfahrungen als Kriminologin hat – sie schreibt wie mit einem Seziermesser. Figuren, Szenen, Texturen und Bilder werden bis in die letzte Faser hinein vergewenärtigt. Das macht die Qualen spürbar, die die Protagonisten einander zufügen – als Mann und Frau, als »Herrenmensch« und »polnische Geschmeißfliege«. Zugleich wirkt der Text durch seine obsessive Genauigkeit ungeheuer visuell: Man sieht die Schuppen auf Mildts Mantelkragen, den klebrigen Marmeladenfleck auf seinem Laken und »das sich durch die Haut abzeichnende Flussnetz der Adern« an Janas hängenden Brüsten, man sieht die traurigen und abstoßenden Spuren des Alters und der Verwahrlosung, entkommt ihnen ebenso wenig wie Mildt und Potulski. Angenehm ist das nicht – aber faszinierend.

Eins allerdings vermittelt der Text nicht: Sympathie oder Mitgefühl für seine Figuren. Dolf zum Beispiel, die Hauptfigur in Martin Gülichs Roman

*Die Umarmung*, an die Jana und Hermann in manchem erinnern, wird zwar auch zum Gewalttäter, doch ist er – mit Kafka gesprochen – »schuldlos schuldig«, mithin eine tragische Figur. Verglichen damit wirken Jana Potulski und Hermann Mildt geradezu bösartig und berechnend, kühl und zerstörerisch selbst in den wenigen Momenten der Gemeinsamkeit oder gar Intimität. Figuren, die schon lange auf-

gehört haben auf Nähe, Geborgenheit und Fürsorge zu hoffen, ein Paar, das schon längst aus der sozialen Umlaufbahn gefallen ist und umso verbissener um einen

Rest von Normalität kämpft, heillos in einander verstrickt.

Mahlke muss sie gesehen haben, gerade in Berlin, vielleicht sogar tatsächlich am Alex, gleich bei der Marienkirche, wo Hermann und Jana nach ihrem Ausbruch wieder aufeinanderstoßen. Es sind Figuren wie die des österreichischen Filmemachers Ulrich Seidl. Und wie bei Seidls Filmen will man auch bei dem Debüt Mahlkes am liebsten wegsehen, das Buch beiseite legen – und liest doch gebannt weiter.

**Inger-Maria Mahlke: *Silberfischchen*.** Roman. Aufbau Verlag, 16,95 €



**FIGUREN, SZENEN,  
TEXTUREN UND BILDER  
WERDEN BIS IN DIE LETZTE  
FASER HINEIN  
VERGEWENÄRTIGT.**

## Gerard Donovan über Gerard Donovan

Was würden Sie tun, wenn Sie sich entscheiden müssten, entweder Ihre Freunde zu verraten oder zu sterben? In der relativen Sicherheit unserer Tage ist die Frage leicht zu beantworten. Nun stellen Sie sich aber vor, dass ein Bürgerkrieg tobt, dass Ihnen diese Frage von Soldaten gestellt wird, und zwar mit einem Gewehr im Anschlag. Was würden Sie tun? Falls es bei einem Roman so etwas wie ein zentrales Thema geben kann, dann beschäftigt sich dieser Roman mit der Antwort und ihren Konsequenzen.

Fünf Jahre bevor ich *Winter in Maine* geschrieben habe, saß ich in demselben Zimmer in meiner Blockhütte, schaute an einem sehr kalten Wintermorgen in den Wald hinaus und begann eine Szene zu schreiben, die mir nicht mehr aus dem Kopf ging: Ein Mann marschiert auf ein Feld, gefolgt von einem anderen Mann, und vor ihnen liegt eine Schaufel im Schnee.

Ich weiß noch, es war so kalt, dass ich am Tisch saß und bibberte, ich konnte meinen Atem sehen, während ich tippte, und ich trug Handschuhe ohne Fingerspitzen. Ich war der Meinung, dass ich am Beginn einer Short Story stand, und schrieb jeden Tag ein bisschen weiter, bis ich plötzlich feststellte, dass es schon sechzig Seiten waren. Mir kam der Gedanke, dass ich möglicherweise an einem Roman schrieb. Aber ich hatte noch nie einen Roman geschrieben.

Ich hatte keinen Plan, auch nach sechzig Seiten nicht. Es gab kein Handlungsgerüst, keinen vorgegebenen Weg, kein Thema, also folgte ich einfach der Geschichte, und die Geschichte sagte mir, ich dürfe das Feld nicht verlassen, das Feld sei eine Bühne mit nur zwei Personen, und sie hätten nur ein paar Stunden Zeit, um die Handlungen auszuführen, die mir noch ein Rätsel waren. Ich fragte mich, wie ich eine Geschichte schreiben sollte, deren Ende ich nicht kannte, geschweige denn den Hauptteil, und wie ich mit den Beschränkungen von Zeit und Ort umgehen sollte, mit der Handlungsarmut – die gleichen Probleme, mit denen Menschen in einer Krisensituation konfrontiert werden: was tun und wohin gehen? Ich schrieb blindlings drauflos. Vielleicht ist es so, wie eine Romanfigur einmal sagt, dass

**ICH HATTE KEINEN PLAN,  
AUCH NACH  
SECHZIG SEITEN NICHT.**

Literatur eine kostenlose Form der Erfahrung ist, man spürt sie, ohne sie selbst machen zu müssen.

Lange konnte ich mich nicht entscheiden, welcher der beiden Männer der Erzähler sein sollte. Zweifelsohne lag das daran, dass ich mich mit beiden Männern identifizierte. Als Schriftsteller stand ich also mitten im Chaos. Die vorherrschenden Gefühle waren Trostlosigkeit, Verwirrung und Ziellosigkeit. Was mir die Geschichte gab, nahm sie mir auch wieder weg, und diese Trostlosigkeit hat sich auf die Seiten des Buches niedergeschlagen. Am Ende fand ich den Bäcker interes-



© James DeBaino

santer. Die Perspektive eines Mannes, der bis zu diesem Tag die Kunst des Überlebens perfektioniert hat, zog mich an: jemand, der alles tun wird, um am Leben zu bleiben, selbst wenn das für andere den Tod bedeutet. Er glaubt daran, dass jede Handlung auf Eigeninteresse beruht, auch Freundschaft und Ehe, und meidet daher Letztere. Die Menschheitsgeschichte ist für ihn ein Überlebenshandbuch und er setzt seine Weltsicht aus Teilen dieser Geschichte zusammen, genau wie Dr. Frankenstein sein Monster aus Teilen toter Menschen zusammensetzt. Das Resultat ähnelt einem menschlichen Wesen, aber ist es deswegen menschlich?

Es gibt keinen bequemen Standpunkt, von dem aus der Leser die Situation bewerten und die Handlungen der Figuren beurteilen kann. In England hat ein Rezensent vermutet, der Roman drehe sich um den Holocaust. Das stimmt nicht. Das hätte seine Intention zerstört; es geht darum, den Leser moralisch im Stich zu lassen. Außerdem habe ich etwas dagegen, Unglück als Tapete zu verwenden.

**Gerard Donovan: *Ein bitterkalter Nachmittag*.** Roman. Aus dem Englischen von Thomas Gunkel. Luchterhand, 19,99 €

# Heimat im Zwischenraum

Doron Rabinovici

Von Diethelm Blecking

»Er hatte es mit einem Meschuggenen zu tun, einer Gestalt aus dem Altertum, wie sie in diesem Land zu Abertausenden herumwuselten.« Das hier gemeinte Land ist Israel und der Verrückte ist der Wunderrabbi Jeschahaju Berkovitsch, ein in der Kabbala und allen talmudisch-rabbinischen Spitzfindigkeiten geschulter, brillanter Gelehrter.

Nichts Geringeres hat dieser Mann vor, als den Messias zu klonen. Sein Gegenüber, der Kulturwissenschaftler Prof. Ethan Rosen, soll bei diesem Menschheitsprojekt mit einer Spermaspende behilflich sein und hat schnell das Gefühl, sich in einem Jerusalemer Alptraum zu befinden. Der Sarkasmus, mit dem Rosen normalerweise gegenüber den frommen Juden und ihren Ritualen reagiert, hält im Gespräch mit dem Frommen nicht lange vor. Zu atemberaubend und verstörend ist die Erzählung, die dieser den Zahlen der Kabbala und seinen Recherchen abgelauscht hat. Danach ist der Messias 1942 unter dem Herzen einer Frau, in der er als Embryo heranwuchs, mit getötet worden, als die SS diese jüdische Frau in einem Schtetl des Ostens ermordete. Damit wäre zumindest für fromme Juden der Weg zur Erlösung für die Menschheit auf alle Zeit versperrt,

gäbe es nicht die Gentechnik in ihrer hochmodernen, israelischen Version und damit die Möglichkeit, die messianische Wurzel aus den nächsten Verwandten der Ermordeten neu entstehen zu lassen.

Doron Rabinovici entwirft in dieser Begegnung wortgewaltig den Kulminationspunkt eines Romans, der die alten Fragen nach der Bedeutung der Herkunft für Lebenswürfe sowie nach der Determiniertheit des Lebens durch Abstammung aufnimmt und in Frage stellt. Das »verkehrte Chamäleon« Ethan Rosen, ein in vielen Sprachen parlierender jüdischer Intellektueller, der sich überall auf der Welt bemüht, von der Umgebung möglichst unterschieden zu sein, wird mit einem österreichischen Gegenspieler namens Klausinger konfrontiert. Klausinger, unehelich, vaterlos und damit ohne überkommene Identität geboren, hat sich zeitlebens eng dem Judentum zugehörig gefühlt und mit dem Gedanken des Übertritts zur Religion Abrahams beschäftigt. Rabinovici überzieht diese Konstruktion freilich, wenn die beiden Kontrahenten zeitweilig als angebliche Halbbrüder und Schein-Dioskuren, als um dieselbe Universitätsstelle konkurrierende Kulturwissenschaftler beschrieben werden. Hier bekommt das Ganze Soap-Charakter. Aber mit diesem Stilmittel und mit anderen slapstickartig geschriebenen Passagen schafft es der Autor tatsächlich, ernste religiöse, politische und soziale Fragen bis hin zur ernstesten Frage überhaupt, dem

Tod, ambivalent, gleichzeitig nachdenklich und komisch, darzustellen. Es gelingt ihm, diese Themen so weit zu dekonstruieren, dass sich darüber überhaupt wieder neu und eben deshalb sinnvoll nachdenken lässt.

Daneben gelingen schöne, poetische Skizzen der multikulturellen Stadt Tel Aviv. Gleichsam nebenher wird dagegen die völlige Ausweglosigkeit der politischen Situation in Israel angemerkt. Dies bleibt ein Nebenschauplatz, denn das große Thema des Buches ist das radikale Infragestellen überkommener Vorstellungen von Identität, die an personale oder ethnisch-nationale Abstammung, an Länder und Städte gebunden ist, von der Rabinovici Antihelden jedoch gleichzeitig fasziniert sind. Ihre eigentliche Heimat aber ist an keinem konkreten Ort, auch nicht im Lande Utopia, sondern andernorts, im Zwischenraum, »wo ein Mensch auf den anderen trifft.« Im Übrigen geht das Messias-Projekt in dieser seltsamen Geschichte im Wortsinne heillos schief und die Menschheit muss deshalb doch noch etwas länger auf Erlösung warten – und sich die Zeit mit Lektüre verkürzen.

**Doron Rabinovici: *Andernorts*.** Roman. Suhrkamp. 19,90 €



Klaus Merz

# Kraft des Alphabets

Von Walle Sayer

»Vielleicht sind die größten Sensationen in einem Menschenleben schlicht die Jahreszeiten, die immer wiederkehren, in all den Farben, in all der Pracht – stoisch. Es ist ein Grund, warum ich nicht am Äquator leben möchte, sondern lieber im Wynental« – so hört es sich an, wenn der Schweizer Autor Klaus Merz, 1945 in Aarau geboren, in Unterkulm lebend, sich als Mensch und Literat verortet.

**A**us dem Staub heißt sein neuer Gedichtband – unbestimmte Fluchrichtung und Vergänglichkeitsanklang in einem. »Erschienen zum 65. Geburtstag« steht als kleiner Hinweis auf der Rückseite (wir reihen uns scheinbar in die Schar der Gratulanten). Das Umschlagbild, eine luftige Farberkundung, eine Paraphrase zum Titel, stammt vom langjährigen Malerfreund Heinz Egger. Gleich im ersten Gedicht des Bandes spricht Klaus Merz von der »Kühnheit/ auf einem Wort zu bestehen/ wie Wolke und Wald« und verwandelt damit fast unmerklich das Einfache ins Elementare, das Unspektakuläre ins Wunderbare, weist aufs Geheimnis hin – »mög-

lichst ohne Geheimnistuerei, sondern nur kraft des Alphabets«.

Solchermaßen eingestimmt, bemerkt man dann auch weiterlesend in all den anderen Gedichten, wie er verdichtend die Worte neu justiert, wie er sie leuchten lässt, wie anders sie bei ihm klingen, wie sie eine Lautgestalt bekommen, transzendent werden im Versgefüge: Regen, Schnee, Gras, Berg, Socken, Kanapee, Fenster, Luft, Ohr, Haar ...

In den Gedichten dieses Bandes entwirft Klaus Merz Porträts, die nur ein paar Zeilenstriche brauchen. Hommagen auf späte Gäste oder einen Boskopapfel, geht auf alltägliche Erkundungen, auf Expeditionen mit flatterhaftem Schritt, bringt poetische Mitbringsel aus Wipersdorf, Brünn und Kazimierz, kartografiert einen Ort, der wirklich Liebfeld heißt, stellt alte Fragen neu, begibt sich auf Nebenplätze, schreibt Kurzgeschicht-

IN DEN GEDICHTEN  
DIESES BANDES ENTWIRFT  
KLAUS MERZ PORTRÄTS,  
DIE NUR EIN PAAR  
ZEILENSTRICHE  
BRAUCHEN.

tengedichte, die aus nur einem einzigen Wort bestehen, lässt haikuartig »den Widerstand gegen die Ausführlichkeit« wachsen, beugt sich der Schwermut und wird leicht dabei, Vergänglichkeit verwandelt sich ihm in Klänge, Wanderschuhe nur durch einen ausgetauschten oder verhörten Buchstaben in Wunderschuhe, und »zum Unvergessenen gesellt sich das stete Entgleiten«.

Und wenn dann einer wie Klaus Merz, der nicht erklären will, sondern Bilder sucht für die eigene und unser aller Existenz, auch »um sich fortzudenken«, der auf Metaphern aus ist, die Raum lassen, der geduldig wartet, bis sich ihm die alltäglichen Gleichnisse offenbaren, bei dem die Tiefe nach innen führt, den immer das interessiert, was nicht auf Anhub sichtbar ist, bei dem die Dinge einen mystischen Glanz bekommen, wenn so einer zum Beispiel über *Glückliche Tage* schreibt, dann lesen wir:

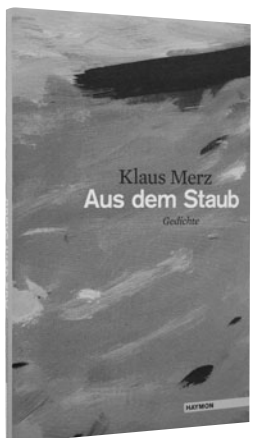
In der Ecke sitzt  
Becketts Enkel.

Er trägt Großvaters  
Pullover und wartet

auf die Runzeln  
in seinem Gesicht.

Zeilen, die das Dasein zentrieren und ohne große Geste zeigen, wie durch Aussparen, Austarieren, Ausbalancieren aus Lakonismus Intensität entsteht, wie die Gegenwart ihr Gewicht verliert und ihr Gleichgewicht findet, wie Zeit sich rundet.

**Klaus Merz: *Aus dem Staub*.** Gedichte. Mit fünf Pinselzeichnungen von Heinz Egger. Haymon Verlag. 16,90 €



# Nicht alle weißen Länder haben Kolonien

Von Diethelm Blecking

Die frühen Reportagen des polnischen Auslandsreporters Ryszard Kapuściński aus den Jahren 1959-1962, die schon damals in Polen gesammelt erschienen, bringt nun sein deutscher Verlag in der gewohnt famosen Übersetzung von Martin Pollack heraus, ergänzt durch eine später geschriebene Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkrieges und mit einem Vorwort des Übersetzers und Freundes.

Es sind überraschende Geschichten von den Rändern der in vielen Aspekten noch provisorisch erscheinenden polnischen Volksrepublik. Der Krieg liegt erst ein gutes Jahrzehnt zurück und die »Ereignisse von 1956«, der bis heute im Westen fast vergessene Arbeiteraufstand in Poznań, sind noch gegenwärtig, wie auch die Stimme Adenauers im Radio immer noch die Schrecken und die Angst heraufbeschwört, welche die Deutschen nach Polen brachten.

Es ist dann auch der Krieg und es sind die Erinnerungen an den Krieg, welche die »Gedächtnisübungen« der ersten Erzählung prägen. Der Siebenjährige erinnert jenen Septembertag des Jahres 1939, als am azurblauen, hohen polnischen Spätsommerhimmel »zwölf silbernen schimmernde Punkte« erschienen. Den Bomben, die die Kampfbomber der Wehrmacht abwerfen, läuft

das zutraulich naive Kind entgegen, bis die Hand der Mutter es zu Boden reißt und die Mutter etwas ausspricht, was nicht nur die nächsten Jahre des Kindes, sondern auch des Erwachsenen begleiten sollte: »Dort ist der Tod.«

Es ist der Krieg, der den Autor lehrt, dass es fast unmöglich ist, die Erfahrungen des Schreckens anderen zu überliefern, denen die Angst erspart blieb, dass die Worte fehlen oder einen im Stich lassen. In Chicago sagt jemand zu ihm: »Er wurde nach Auschwitz gebracht? Aber warum hat er sich das gefallen lassen? Warum hat er keinen Anwalt genommen?«

Um die Übersetzung von Erfahrungen, Erlebnissen und von Angeschautem in Sprache, um eine Ethnographie des eigenen Volkes im Sinne einer »dichten Beschreibung« geht es dem späteren Starreporter, als er für die Zeitschrift *Jugendfahne* (Sztandar Młodych) mit Autobus und Pferdewagen durch Polen reist und besonders im Osten des Landes auf das trifft, was später salopp »Dritte Welt in Europa« genannt wurde.

Die Geschichte *Aufbruch der fünften Kolonne* berichtet von zwei nach dem Krieg in Polen gestrandeten, deutschen

Greisinnen, die Adenauers Stimme im Radio hören und aus ihrem Altersheim ausdrücken, um ihr Haus in Masuren mit herrischer Geste wiederzubekommen: »Von jetzt an ist hier der deutsche Staat, ihr müsst von hier verschwinden.«

Anderer Geschichten widmen sich dem zurückgebliebenen, gar nicht romantischen Dorfleben im Urwald von Biało-wieża: »Dieses elende Stück Land war ein Paradies für Ethnographen.« Da der Boden dort so sumpfig ist, dass kein Traktor fahren kann, würde sich dort der Sozialismus nicht so schnell durchsetzen, spekuliert der Dorfphilosoph. Überhaupt der Sozialismus, von ihm ist genauso selten die Rede wie von einer Aufbruchstimmung. Es ist eine große

Tristesse, die über dem Land liegt.

Erzählt wird von einem anderen Dorf im Osten, in dem die jungen Mädchen nur noch ein paar vereinzelte Zähne im Mund haben, weil sie ihr Geld für modische Unterröcke, statt für Zahnpasta ausgeben.

Tatsächlich drängen die ersten Ansätze zur Motorisierung und zu einem zaghaften Konsum die

Melancholischeren, Nachdenklicheren und Gebildeten bereits in eine Randposition. In dieser Randposition befinden

**ES IST DER KRIEG, DER DEN AUTOR LEHRT, DASS ES FAST UNMÖGLICH IST, DIE ERFAHRUNGEN DES SCHRECKENS ANDEREN ZU ÜBERLIEFERN, DENEN DIE ANGST ERSPART BLIEB, DASS DIE WORTE FEHLEN ODER EINEN IM STICH LASSEN.**

## Ryszard Kapuściński

sich auch die drei »Clochards«, denen der wortmächtige Berichterstatler in der Reportage *Ganz unten* zu Fuß auf der Landstraße begegnet und denen er sich anschließt. Sie sind aus allen Milieus gefallen, wechseln ständig die Arbeitsstelle, sind immer am Rand.

Hier tritt er heraus aus der Rolle des unbeteiligten Beobachters und möchte selber etwas sagen. Aber dem Wortmächtigen versagen sich die Worte: »Da gibt es zwei Welten, die einander nie berühren. Die im Erdgeschoss, die ganz unten. Man muss dort gelebt haben, um etwas darüber sagen zu können.« Von den Bewohnern der oberen Stockwerke ist übrigens in diesem Buch nicht die Rede. Entweder gibt es sie nicht oder der Autor interessiert sich nicht für sie.

Ein Buch von Ryszard Kapuściński endet meistens im afrikanischen Busch, so auch diese Sammlung von Erzählungen mit der Geschichte *Busch, polnisch*, die Renate Schmidgall übersetzt hat. Unerwartet holen den polnischen Reporter in Ghana das Schicksal Europas, das Schicksal seines Landes, sein eigenes Schicksal ein. Durch eine Reifenpanne gezwungen, in einem Dorf zu übernachten, gerät er in ein Gespräch mit dem Nana, dem Dorfvorsteher, der von dem Polen etwas über

sein Land wissen will: »Wo liegen eure Kolonien?«, und der sehr erstaunt ist,

als er erfährt, dass es weiße Länder ohne Kolonien gibt. Der weiße Gast erzählt dem überraschten Afrikaner, dass es eine Zeit gab, da Polen eine von anderen Weißen unterjochte Kolonie war. Er erzählt von Lager, Krieg, Hinrichtungen. Aber er spürt, dass er es nicht schafft,

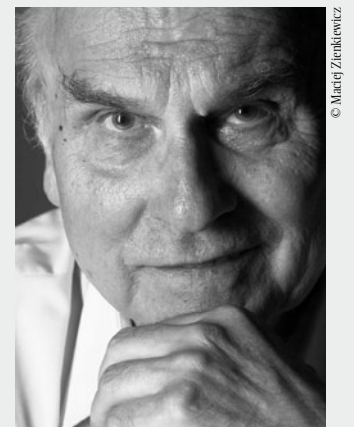
ein Bild von Polen zu entwerfen. Er erzählt vom Schnee, von den Frauen, von Kartoffeln, aber er bemerkt sein Scheitern, wie in Chicago, denn der eigene Schlüssel wird nie in ein fremdes Schloss passen. »Irgendetwas wird nicht gesagt werden, das Wichtigste, etwas ganz Wesentliches.« So enthält dieses schmale Buch am Ende noch eine kleine, aber anrührende Reflexion über die Grenzen des Erzählens, über die Grenzen des Verstehens zwischen Menschen. Diese Grenzen hat der Mann aus Pinsk sein ganzes Leben versucht zu überwinden.

**Ryszard Kapuściński: Ein Paradies für Ethnographen.** Polnische Geschichten. Aus dem Polnischen von Martin Pollack und Renate Schmidgall. Eichborn Verlag. 16,95 €

**UNERWARTET HOLEN DEN POLNISCHEN REPORTER IN GHANA DAS SCHICKSAL EUROPAS, DAS SCHICKSAL SEINES LANDES, SEIN EIGENES SCHICKSAL EIN.**

### • ZUR PERSON •

**R**yszard Kapuściński wurde 1932 in der ostpolnischen Stadt Pinsk geboren, die heute zu Weißrussland gehört (das war damals, wie er selber sagt, »Dritte Welt«). 1945 kam seine Familie nach Warschau, wo er studierte. In den fünfziger Jahren wurde er als Korrespondent nach Asien und



in den Mittleren Osten, später auch nach Lateinamerika und nach Afrika entsandt. Ryszard Kapuściński, der 2003 u. a. mit dem Bruno-Kreisky-Preis für sein publizistisches Gesamtwerk ausgezeichnet wurde, starb im Januar 2007 in Warschau.



# Samanta Schweblin

## Blut an den Zähnen

Von Annette Hoffmann

**In Argentinien wurde Samanta Schweblin bereits für ihre Erzählungen ausgezeichnet, jetzt sind sie auf Deutsch zu entdecken.**

Der Maler René Magritte schuf 1927 sein Werk *Das Vergnügen*. Es zeigt einen Jungen, der vor einem Baum einen Vogel isst. Das Blut läuft ihm über die Lippen und den Spitzenkragen. Es ist kein Wilder, der hier in den Vogelkörper beißt, das Kind ist zweifellos aus gutem Hause und auf den Ästen sitzt bereits der Nachschub. Und als »ich mich fragte, wie es sich wohl anfühlte, etwas Warmes, Zappelndes voller Federn und Klauen im Mund

zu haben und herunterzuschlucken, hielt ich mir wie Silvia die Hand vor den Mund und ließ sie allein vor den beiden unangerührten Kaffeetassen sitzen.« Das Zitat stammt aus Samanta Schweblins gut 80 Jahre nach Magritte entstandener Erzählung *Der Mund voller Vögel*. In ihr beschreibt die

1978 in Buenos Aires geborene Autorin die Eigenart der 13-jährigen Sara sich von Vögeln zu ernähren. Zum Entsetzen und Ekel ihrer getrennt lebenden Eltern. Und zum Wohlergehen Saras; aus dem mageren, blassen Mädchen ist

eine aufblühende Schönheit geworden. Schweblin hält die Geschichte, die in ihrem jetzt auf Deutsch erschienenen Band *Die Wahrheit über die Zukunft* enthalten ist, in der Schwebe. Man kann die Marotte Saras psychologisieren und sie als Reaktion auf die Trennung der Eltern deuten – doch dies wäre die langweiligste Interpretation. Denn alle der 14 hier vereinten Texte, die von Angelica Ammar in ein schlackenloses Deutsch gebracht wurden, loten etwas Unheimliches und Groteskes aus. Immer wieder bricht durch die zivile Oberfläche das Wilde, durch die Helle Dunkelheit. Samanta Schweblin, die in Argentinien bislang ausschließlich Kurzprosa veröffentlicht hat, steht hier ganz in der Tradition der lateinamerikanischen fantastischen Literatur.

**ES IST KEIN WILDER, DER HIER IN DEN VOGELKÖRPER BEISST, DAS KIND IST ZWEIFELLOS AUS GUTEM HAUSE UND AUF DEN ÄSTEN SITZT BEREITS DER NACHSCHUB.**

Die Orte von Samanta Schweblins Erzählungen bleiben unbestimmt und dies obwohl sie so realistisch erzählt, dass ihre Geschichten gerade noch wahr sein könnten und doch zu surreal, um wirklich zu sein. Sie führen in die Steppe, über Landstraßen, ins freie Feld. Manchmal wartet im

Gestrüpp ein Grab, manchmal in der Einöde die eigenen ungeborenen Kinder. Samanta Schweblin konstruiert Störungen im Leben ihrer Figuren. So quartiert sich ein Muttersöhnchen in den Spielzeugladen eines Paares

ein und stellt deren Sortiment auf den Kopf, in *Mein Bruder Walter* prosperiert und vermehrt sich die Familie um den besagten Bruder. Während alle sich in ihrem Glück sonnen, zueinander finden, Kinder bekommen, Müsli-Rezepte verbessern und selbst Krebsbehandlungen noch »ermutigende Ergebnisse« zeitigen, versinkt der Bruder des Ich-Erzählers in seiner Depression. Er schweigt, während die Familie ihn sich wie einen Talisman hält. Nur am Ende geht ein Riss durch diese bürgerliche Biederkeit: »Walter beugt sich zum Boden hinab und hebt sie auf. Seine Bewegung hat etwas Sonderbares, Lähmendes, verschlägt mir die Sprache. Walter blickt auf die Girlande, und einen Augenblick lang kommt mir alles konfus vor. (...) Ich spüre geradezu, dass wir alle sterben könnten, alle, aus irgendeinem Grund, und die Frage lässt mich nicht los, was mit Walter ist, was wohl so unglaublich schrecklich ist.« Samanta Schweblin benennt diesen Schrecken nicht und macht ihn damit umso monströser. Ihre Erzählungen sind eine Entdeckung aus dem diesjährigen Ehrengastland der Frankfurter Buchmesse.

**Samanta Schweblin: *Die Wahrheit über die Zukunft*.** Erzählungen. Aus dem Spanischen von Angelica Ammar. Suhrkamp. 19,80 €



# Saramago

## Giganten

Von Oliver Lüdi

**Wenn eine literarische Stimme verstummt ist, dann erfasst jene, die sie schätzen, womöglich über alles lieben, eine große Unruhe. Was und wie viel noch wird bleiben und wie wird das Ende sein, wenn der letzte Satz gelesen und ein Punkt gesetzt ist, fürwahr ein Schlusspunkt?**

Am 18. Juni dieses Jahres starb 87-jährig der portugiesische Autor José Saramago, Nobelpreisträger des Jahres 1998, erklärter Kommunist und Atheist, wie noch in jedem Nachruf zu lesen war. Und nun ist es also auch bei ihm so weit, *Die Reise des Elefanten* bleibt, bis auf Weiteres, sein letztes Buch.

Bevor wir uns diesem Roman zuwenden, sei – das ist nicht mehr als recht und billig – noch vorausgeschickt, dass der Rezensent zu eben jenen Beunruhigten gehört, zum Lager der Liebenden, die alles oder (zu ihrem Glück) noch nicht ganz alles von Saramago gelesen haben und ihre Liebe liebend gerne teilen und mitteilen würden.

*Die Reise des Elefanten* ist vielleicht keiner der großen Romane Saramagos (wie etwa *Das Memorial*, *Das steinerne Floß* oder sein zugänglichster, weil dramatischster und daher gewiss nicht zufällig verfilmter *Die Stadt der Blinden*) und doch ein Roman, der alles das enthält, was diesen Autor so einzigartig macht.

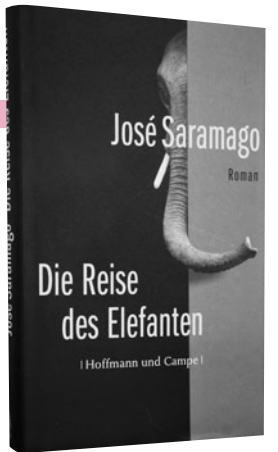
Zu allererst sein Ton, diese gütige, wissende, ironisch distanzierte Erzählstimme, die uns ihre Gesellschaft anbietet. José Saramago ist ein Erzähler, der uns an die Hand nimmt und durch seine Geschichte führt, ein bisschen mit uns plaudert, wenn gerade nichts passiert, der uns sein Romanpersonal nahebringt und liebgewinnen lässt, und seine größte Sympathie gilt all jenen, die man als die kleinen Leute bezeichnet, den unten, die sehen müssen, dass sie von den Mächtigen oben oder den durch die Macht erzeugten Umständen nicht zerquetscht werden.

Und so erstaunt es auch nicht, dass Saramago sich mit der Institution Kirche schwertat, gelinde gesagt, spätestens seit seinem Roman *Das Evangelium nach Jesus Christus* verband beide eine innige Feindschaft. In *Die Reise des Elefanten* ist das spürbar und auch Saramagos Vergnügen an feinem Spott, etwa dann, wenn ein Dorfpfarrer am Elefanten eine Teufelsaustreibung vornimmt oder der Dickhäuter in Padua ein »Wunder« vollbringt bzw. eines an ihm vollbracht wird. Wir befinden uns im 16. Jahrhundert. Johann III. von Portugal schickt seinen Hofelefanten Salomo samt dessen Führer Subhro auf eine lange Reise nach Wien. Sie sind ein Hochzeitsgeschenk für den Erzherzog, den nachmaligen Kaiser Maximilian II. Freilich reisen Salomo und Subhro nicht alleine, sondern von Truppen bewacht und Ochsenkarren begleitet, die gewaltige Futtermengen mit sich führen.

Den größten Teil des Romans sehen wir

diesen Verband durch Portugal, Spanien und Italien stapfen, durch Hitze und Regen, Nebel und Schnee, gilt es gegen Ende doch noch den Brenner zu überwinden. Schon der reizvolle Gegensatz zwischen dieser schleppenden, müden und immer wieder stockenden Bewegung (schließlich muss Salomo auch rasten, fressen und ruhen) und Saramagos leichtfüßiger, fließender, perlender Prosa macht die Lektüre zu einem Vergnügen. Und ebenso natürlich die bekannten Abschweifungen des Autors, der, wenn er ein Spiel mit den Zeiten treibt und als unverkennbar Heutiger ins 16. Jahrhundert zurückgeht, von dorthin vorausschauend auf moderne Verkehrswege und -mittel zu sprechen kommt, auf Anglizismen in der Benennung portugiesischer Tourismuseinrichtungen oder moderne Spitzenmedizin – ein Spiel treibend, wie gesagt, eines, an dem man sehr gerne teilnimmt. Zu guter Letzt, für die Liebenden und jene, die Saramago noch vor sich haben: Es ist ein letzter Roman zu erwarten, im Original *Caim* betitelt, und wenn nicht noch ein Wunder geschieht, wird er auch auf Deutsch *Kain* heißen.

**José Saramago: *Die Reise des Elefanten*.** Roman. Aus dem Spanischen von Marianne Gareis. Hoffmann und Campe. 19,95 €



Ada Zapperi  
Zucker

# Eine Nacht der Gewalt

Von Carl-Wilhelm Macke

**Das Schweigen, schon der – zugeben nicht sehr phantasiereiche, aber vieldeutige – Titel evoziert beim Leser Geheimnisvolles. Und auch mit den Eingangssätzen wird die Neugierde auf die Gründe dieses Schweigens in der Familie, über die hier erzählt wird, sofort weiter gereizt.**

Jener 12. Oktober 2002 kündigte sich mit allen Anzeichen des bevorstehenden Herbstes an. Graue Wolken zogen tief, beinahe die Wasser des Sees streifend. Windböen kehrten die Gassen, rüttelten an Türen und Fenstern und stellten die Standhaftigkeit der Beschläge auf eine harte Probe.« Diese Windböen dunkler Erinnerungen, von sich immer weiter aufschichtenden Fragen, von unfassbarer Kälte, Hass, von Trauer ohne Tränen, von Abschied ohne Schmerz wehen im Laufe der Erzählung immer wieder auf. Daneben Szenen, die von keiner Windböe, sondern von einem regelrechten Sturm, einem Tornado an Brutalität aufgewühlt werden. Dabei ist nur in einem Kapitel von wirklich roher, entsetzlicher Gewalt die Rede. Ansonsten herrscht viel Ruhe, Stummheit und Schweigen in den so akribisch genau, atemlos fesselnd geschilderten Erinnerungen der zentralen Erzählfigur Enza.

Gibt es Situationen im Leben, in denen so viel lärmende Stille herrscht, so viel

beredtes Schweigen, so viel erregtes Innhalten wie bei der Totenwache soeben verstorbener enger Angehöriger? Enza verabschiedet sich nacheinander von ihrer Schwester, von ihrem Mann, von ihrer Mutter. Unfassbar der Zorn gegen die Schwester: »Das also brütete in mir: Hass, Groll ohne Ende. Das war es, was sich hinter der Maske der guten Schwester verbarg! Mein Gott, zu wie viel Hass ist ein menschliches Wesen

fähig.« Aber was genau verbirgt sich hinter dieser ein Leben lang aufgestauten Ablehnung, die zudem einer geistig behinderten, in jeder Hinsicht schwachen Schwester gilt? Auch der toten Mutter kann Enza nur ein fassungsloses Unverständnis über ihre so merkwürdig verstörende Herzlosigkeit ihrer Kindern gegenüber zeigen: »... sie hatten sich beide, Mutter und Tochter, der einzigen großen Frage entzogen, die ihr gemeinsames Leben gezeichnet hatte, zuerst die eine, dann die andere: 'Hast du mich jemals geliebt?'« Anders jedoch die Gefühle, die Enza ihrem plötzlich verstorbenen Mann Carlo gegenüber äußert. In dieser Beziehung gab es diese Liebe, Zuneigung und Nähe, die Enza zu Schwester und Mutter niemals spüren konnte. Wie Ada Zapperi Zucker die erste schockierende Begegnung von Enza mit ihrem über

Nacht plötzlich im Bett verstorbenen Mann Carlo in Worte fasst, nimmt dem Leser – weit entfernt von Kitsch und Pathos – den Atem. Überhaupt ist es die Stärke dieser Erzählung, dass Konflikte von einer fast schon alttestamentarischen Wucht in einem Ton wiedergegeben werden, der den Leser ganz auf das Drama dieser Lebensgeschichte konzentriert. »Bestimmte gedachte, aber nie ausgesprochene Worte bleiben in der

Schwebe und schaffen unerträgliche Spannung. Sie verletzen mehr als böse, im Zorn geschriebene Worte. Im Schweigen liegt das Desinteresse des Anderen und noch mehr der Wille ihn zu ignorieren, seine Existenz nicht anzuerkennen. Das

war der Grund, warum Enza gelernt hatte jedes Wort zu prüfen, immer, schon als Kind.«

Und in dieses Schweigen ist auch diese Rezension gehüllt. Man darf das Geheimnis der aufgestauten Kälte zwischen den drei Frauen, der Schwester, der Tochter und der Mutter, nicht enthüllen, bevor man die Lektüre des Buches begonnen hat. Wer es gelesen hat, weiß, warum man sich dieses Schweigen auferlegt hat.

**Ada Zapperi Zucker: Das Schweigen.**

Aus dem Italienischen von Dominikus Andergassen. Drava Verlag. 16,80 €

ANSONSTEN HERRSCHT  
VIEL RUHE,  
STUMMHEIT  
UND SCHWEIGEN IN DEN  
SO AKRIBISCH GENAU,  
ATEMLOS FESSELND  
GESCHILDERTEN  
ERINNERUNGEN.

Bernhard  
Aichner

# Kommissar Totengräber

Von Markus Bundi

**Gewiss, auch diese Idee ist nicht neu: Totengräber eignen sich von Berufes wegen schon als kriminalistische Ermittler, sie pflegen täglichen Umgang mit dem corpus delicti, und wenn derjenige, den es zu begraben gilt, ein vor der Zeit verstorbener Bekannter war, wird die Ursachenforschung schon mal zur Ehrensache. Und so kommt auch Max Broll, Totengräber in einem österreichischen Dorf, zu seinem ersten Fall.**

Emma, seine erste große Liebe, meldet sich unerwartet, berichtet vom Tod ihrer Schwester Marga – sie sei von einem Wiener Hausdach gestürzt (worden?) und soll nun im Dorf zur letzten Ruhe gebettet werden. Das allein bringt einen wie Max Broll freilich nicht aus der Ruhe. Der Mann hat es sich nach einem abgebrochenen Publizistik-Studium in der Hauptstadt zurück im heimatlichen Dorf ganz gut eingerichtet: Sein Liebesleben ist intakt, der Freundeskreis stimmt, er hat einen sicheren Job und auch eine eigene Sauna vor dem Haus. Als jedoch Margas Leiche aus dem frischen Grab gestohlen wird, gerät die Idylle ins Wanken – und Max Broll in Rage.

*Die Schöne und der Tod* ist Bernhard Aichners erster Krimi, über das »Handwerk« verfügt der 1972 geborene Schriftsteller aus Innsbruck indes schon

länger. So bewies Aichner zum einen mit den Romanen *Nur Blau* (2006) und *Schnee kommt* (2009) sein Gespür für menschliche Abgründe, zum andern weiß er als erfolgreicher Dramatiker ganz genau, wie Dialoge lebendig und eben auch pffiffig zu gestalten sind. Daraus resultiert nun ein waschechter Krimi, der ganz ohne venezianischen Kitsch auskommt und ebenso wenig auf die Hilfe amerikanischer High-Tech-Laboratorien angewiesen ist. Keine Superwaffen, keine Superagenten: Aichners erster Fall ist schlicht und ergreifend in den österreichischen Alltag eingebettet.

Broll ist echt, spricht unverblümt, braust zuweilen auf und betrinkt sich auch mal ordentlich. Da werden Erinnerungen wach an den bärbeißigen Kommissar Bärlach, an die großartigen Kriminalromane Dürrenmatts!

Denn bricht sich Grausamkeit in der Normalität Bahn, ist das nicht nur authentisch, sondern eben tatsächlich grausam. Und das ist spannend. Auch weil der erste Mord auf sich warten lässt, dieser dann aber ausgerechnet an Brolls jungem Gehilfen Dennis verübt wird. Vollends überschlagen sich die Ereignisse, als sich der Totengräber mit seinem besten Freund Baroni, einem erfolgreichen Ex-Fußballer, in einer

Wiener Spielhölle wiederfindet und von den Drogengeschäften des Schweinebauers Horak erfährt. Wie Margas Tod aber mit jenem von Dennis zusammenhängt, und warum sich in Broll, der um ein Haar bei lebendigem Leib begraben wird, allmählich die Vergangenheit zusammenballt, ist ein Lesevergnügen für sich und soll hier – auch der vielen, geschickt gelegten falschen Fährten wegen – niemandem verdorben werden.

Soviel sei aber gesagt: Auch die Zukunft ist in diesem Krimi angelegt. Aichner hat seine Figuren mit Bedacht gewählt, ein Beziehungsgeflecht – inklusive Pfarrer und Stiefmutter – in einem Dorf geschaffen, das noch viel Potenzial für so manche Fortsetzung birgt. Auch sind Broll wie auch

Aichner noch jung, und das ist gut so: Keiner von beiden wird so schnell pensioniert werden.

EIN WASCHECHTER KRIMI,  
DER GANZ OHNE  
VENEZIANISCHEN KITSCH  
AUSKOMMT UND  
EBENSO WENIG  
AUF DIE HILFE  
AMERIKANISCHER HIGH-  
TECH-LABORATORIEN  
ANGEWIESEN IST.

**Bernhard Aichner:**  
*Die Schöne und der Tod.* Krimi.  
Haymon Verlag.  
9,95 €





# Im digitalen Untergrund

Cory Doctorow

Von Heiko Fischer

**Geschichten mögen immer Erklärungsmodelle sein. Trotzdem ist es ein Glücksfall, wenn ein Autor es schafft, einem sozusagen den Kopf wieder zurechtzurücken, indem er klarsichtig und intelligent komplexe Sachverhalte in spannende Geschichten packt. Dass das in diesem Fall in einem Jugendbuch geschieht, macht die Lektüre für sogenannte »Erwachsene« umso dringlicher.**

Der Vorsprung, den die heranwachsende Generation im Umgang mit neuen Technologien hat, mag niemals in der Geschichte so groß gewesen sein wie heute. So liest sich Cory Doctorows Roman *Little Brother* wie ein Reiseführer ins Reich der Digital Natives, jener Pioniere, die sich neue Technologien früh aneignen und für ihre Zwecke umnutzen – nichts anderes nämlich bedeutet »hacking«. Vor allem aber ist der Roman ein entschiedenes Manifest für Freiheit und Bürgerrechte und gegen staatliche Überwachung. Marcus ist 17, im Internet unter dem Handle »w1n5t0n« bekannt, und lebt in einer nahen Zukunft in Los Angeles. Seine Welt ist geprägt von allerhand

Technologie, die den Alltag sicherer und bequemer machen sollen. Weil Marcus aber ein aufgewecktes Kerlchen ist, wächst sein Misstrauen mit den technischen Möglichkeiten. Längst sind seine Crew und er den Autoritäten einen Schritt voraus: kein Problem, das Schul-Notebook so zu konfigurieren, dass man während des Unterrichts unüberwacht surfen kann. Vor allem benutzen Marcus und seine Freunde ihre technologischen Freiheiten, um das zu tun, was Teenager schon immer gemacht haben: flirten, chatten, Daten tauschen (man erinnere sich an die Mixcassette) und unbemerkt die Schule schwänzen.

Als bei einem dieser unerlaubten Ausflüge in die Stadt die Bay Bridge von Terroristen in die Luft gejagt wird, findet sich die Gruppe um Marcus zur falschen Zeit am falschen Ort. Einer der Freunde wird verletzt, aber anstatt ihm Hilfe zukommen zu lassen, stülpen die Beamten der Heimatschutzbehörde den Jugendlichen einen Sack über den Kopf und verfrachten sie in eine Art Guantanamo, wo sie sich perfiden Verhörpraktiken ausgesetzt sehen. Dass die Jugendlichen mit allerhand selbstgebautechnischen Spielzeug unterwegs sind, wirkt nicht gerade entlastend und Marcus unterschreibt schließlich eine Verschwie-

genheitserklärung, um – beschädigt an Körper, Geist und Seele – wenigstens wieder auf freien Fuß zu kommen. Als seine Freunde und er feststellen, dass ihr verwundeter Freund immer noch festgehalten wird, erklären sie der Staatsmacht den digitalen Bürgerkrieg und mobilisieren mit ihren Mitteln den Widerstand. Die Fronten in *Little Brother* mögen zuweilen etwas eindeutig verlaufen, die »Bösen« kommen einem sehr bekannt vor und vielleicht ist man des Bush-Bashings auch schon etwas müde. Trotzdem liegt die große Leistung des Romans darin, einen unverschleierte Blick auf gesellschaftliche Themen von brisanter Bedeutung zu lenken. Figuren wie Marcus' Vater, die die staatliche Überwachung gutheißen, weil sie »nichts zu verbergen haben«, machen die Argumente exemplarisch, mit denen die Debatten um Freiheit und Sicherheit geführt werden. Literatur kann also immer noch aufklärerisch und politisch sein. Große Ideologien sind dazu nicht notwendig. Doctorow braucht nur einen spannenden Plot und die Fähigkeit, komplizierte Sachverhalte anschaulich zu erklären. Vielleicht verhält es sich mit der digitalen Revolution ein bisschen so wie mit der Industrialisierung: Die politischen Implikationen werden erst klar, nachdem die Sache schon eine Weile angelaufen ist. Heute werden wir allerdings keine Jahrzehnte Zeit haben uns anzupassen.

**Cory Doctorow: *Little Brother*.** Roman. Aus dem Englischen von Uwe-Michael Gutzschhahn. rororo. 14,95 €

LITERATUR  
KANN ALSO IMMER NOCH  
AUFKLÄRERISCH  
UND POLITISCH SEIN.  
GROSSE IDEOLOGIEN  
SIND DAZU  
NICHT NOTWENDIG.

# Kurz und bündig

## ÜBERLEBEN

Von Markus Bundi

»Ich hatte eine glückliche Kindheit.« – Mit diesem Satz beginnt Grégoire Bouilliers Bericht, sein *Rapport sur moi*, der 2002 in Frankreich für Aufsehen sorgte und nun unter dem Titel *Ich über mich* auf Deutsch erschienen ist. Nach dieser Aussage folgt eine Leerzeile, zum Atemholen, um sich schon einmal die Frage zu stellen, wie sich darüber überhaupt ein Buch schreiben lässt. Und man erfährt, dass der Ich-Erzähler im Kindesalter um ein Haar an einer Staphylokokken-Vergiftung gestorben wäre, der ältere Bruder tatsächlich und früh an Aids gestorben ist, der Vater zwischenzeitlich die Familie verließ und die Mutter eines Tages aus dem Fenster sprang. Der Erzähler scheint eine sehr eigenartige Vorstellung einer glücklichen Kindheit zu haben, und doch steht am Ende des Buches wiederum das Wort »Glück«. Vielleicht war ja doch nicht alles so schrecklich, so traurig, so hoffnungslos? – Doch, das war es. Wie allerdings Grégoire – Bouillier unternimmt nichts, um seine eigene Identität zu verschleiern – die Schicksalsschläge einsteckte und umdeutete, zeugt von einem nicht zu brechenden Lebenswillen. Dank Homers *Odysee* sah sich der Protagonist mit einem Mal in einem andern Licht, gelangte seinerseits zu philoso-

phischen Erkenntnissen, zum Beispiel »dass Ereignisse viel erstaunlicher sind als Menschen, die letztlich nur deren Abbild sind«. Und sein Überlebensmotto lautet: »Ich bin vom Weg abgekommen, also muss es einen Weg geben.« Obwohl man mit dem 1960 geborenen Schriftsteller, der noch heute in Paris lebt, nicht für eine Sekunde tauschen möchte, nimmt einen sein Bericht ein. Noch die kleinsten Lichtblicke – am richtigen Ort, zur richtigen Zeit – sorgen dafür, dass die Geschichte in einem labilen Gleichgewicht bleibt, den Enttäuschungen in der Liebe und im Leben etwas entgegengesetzt wird, das Grégoire staunen und weitermachen, den Leser unbedingt weiterlesen lässt.

**Grégoire Bouillier: *Ich über mich*.**

Aus dem Französischen von Oliver Ilan Schulz. Nagel & Kimche. 15,90 €

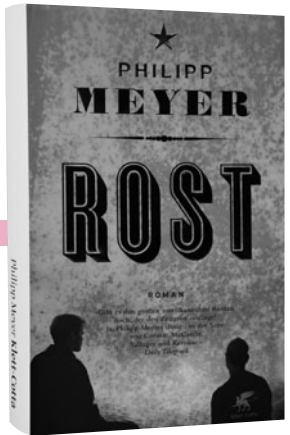
## RAUS AUS BUELL

Von Heiko Fischer

Eine ehemals blühende Stadt, die mit Stahl zu Wohlstand gelangte. Jetzt hat der Ort nur noch ein paar Bars zu bieten, in denen sich die übrig gebliebenen Arbeitslosen mit Alkohol betäuben und Straßen, die mit verblichene »zu verkaufen« Schildern gesäumt sind. Eine Gesellschaft, deren innerer Zusammenhalt verrostet wie die stillgelegten Maschinen in den Fabriken. Das sind die wirkmächtigen Bilder, die Philipp Meyer in seinem hochgelobten Roman *Rost* vor seinen Lesern ausbreitet.

Nicht umsonst wird Meyer gerne in einem Atemzug mit Cormack McCarthy oder William Faulkner genannt. Hier liest man einen Autor, der sich vor großen gesellschaftspolitischen Themen nicht fürchtet und versteht, sie in eine packende Handlung zu übersetzen. Typisch amerikanisch dabei mag die Unbefangenheit sein, mit der eine doch recht triste geschichtliche Realität eine mythische Überhöhung erfährt – die Schönheit der Ruine sozusagen, und das ist nicht sarkastisch gemeint. Isaac ist zwanzig und will raus aus Buell. Lange genug hat er seinen depressiven, an den Rollstuhl gefesselten Vater gepflegt. Von seiner Schwester, die zum Studium nach Kalifornien ging, fühlt er sich zurückgelassen und seine Flucht aus seinem Leben wirkt wie ein verzweifelter Befreiungsschlag. Der, kaum hat sich Isaac auf den Weg gemacht, in einer Katastrophe endet. In Notwehr tötet Isaac einen Landstreicher und sein Freund Poe wird an seiner Stelle ins Gefängnis gehen. Die mit großer Sensibilität geschilderte Freundschaft zwischen Isaac und Poe macht den Roman zu einem Manifest der Hoffnung und des Glaubens an den menschlichen Zusammenhalt. *Rost* zählt zweifellos zu den Highlights dieses Bücherherbstes und ist ein Meilenstein zeitgenössischer amerikanischer Literatur.

**Philipp Meyer: *Rost*.** Roman. Aus dem Amerikanischen von Frank Heibert. Klett-Cotta. 22,95 €



Vor 100 Jahren ist Wilhelm Raabe gestorben

# Ein großer (Un-)Bekannter schreibt den Krieg

Von Hans-Joachim Polleichtner

**Wer heute die großen Erzählungen Wilhelm Raabes über die Zeit des Siebenjährigen Krieges zur Hand nimmt, mag sich unter der Lektüre vor die Tagesschau versetzt fühlen: Zivilisten fliehen vor Milizen, marodierenden Warlords oder den Heeresverbänden der eigenen Regierung. Massenvergewaltigungen sind an der Tagesordnung, es gibt Fälle von Kriegskannibalismus – kurz: Man begegnet all der Not und all dem Elend, das Kriege schon immer über alle Kreaturen gebracht haben.**

Raabes große Erzählungen über den Siebenjährigen Krieg bieten eine Gelegenheit, die Aktualität dieses Dichters zu erkennen: Thema ist die traumatisierende Erfahrung des Krieges als Alltagszustand. Deren Darstellung gelingt durch ästhetische Verfahrensweisen, die von einem Labyrinth der Verzweiflung nicht nur erzählen, sondern es bis in die poetischen Strukturen hinein abbilden. Leitmotivisch zitiert er aus Gottlieb Cobers (1682–1717) Predigtsammlung *Gottes Wunderwagen*: »Menschen wollen vielmals dahin, Gott aber führet sie dorthin. Nie geradezu.« Wilhelm Raabes *Wunderwagen* ist ein durch höchste Kunstfertigkeit angetriebenes Sprach-Vehikel, auf dem Geschichten (aber auch gegen die Geschichte) erzählt werden. In *Das*

*Odfeld* (1888), *Hastenbeck* (1898) und *Die Innerste* (1876) geht es um den – intellektuell gewollten, ästhetisch realisierten und doch verzweifelten, oft vergeblichen – Versuch, ins Leben (und zum Lachen) zurückzufinden. *Das Odfeld* erzählt von einer zusammengewürfelten Gruppe von Menschen – ein Knecht, eine Magd, eine Jungfer, ein Junker, ein aufs Abstellgleis rangierter Lehrer, fast möchte man auch ein Pferd dazurechnen –, die in der Nacht des 4./5. November 1761 aus dem Kloster Amelungsborn im Weserbergland fliehen und in einer Höhle vor den durchziehenden Heeresverbänden Schutz suchen. So leicht ist dem Krieg aber nicht zu entkommen. Nicht alle Hauptfiguren, die dem Leser schon nach wenigen Seiten durch ebenso sparsam wie virtuos eingesetzte erzählerische Mittel lieb geworden sind, überleben diesen Tag – mehr darf nicht verraten werden –, und der Magister Noah Buchius muss am Ende des Buches den über Nacht in seinem Studierzimmer beherbergten Raben (einen Verwundeten aus der prophetischen Rabenschlacht, mit der das Buch beginnt) wieder freilassen, auf dass dieser – naturgemäß – sein aasfresserisches Handwerk fortführe. Dass Raabes Schauplätze leicht aufgesucht werden

können, verbindet sie mit Dublin, Ferrara, Mecklenburg/New York, und in den Fußspuren dieses Dichters durch Weserbergland, Harz oder Solling (auf den Butzberg!, an die hochberühmte Lenne!) zu wandern, ist auch heute noch reizvoll. Raabe reflektiert die Geschichte der Landschaft als Kriegs-, Wirtschafts- und Lebensraum und er versteht es, ihre Wandlungen und Misshandlungen poetisch fassbar zu machen. »Auch die Wege waren andere und liefen anders.« So kann das Thema der frühindustriellen Umformung und beginnenden Zerstörung von Naturräumen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (kurz: das

Verhältnis von Ökonomie und Ökologie) als ein Schlüssel zum Verständnis der geheimnisvoll-magischen Geschehnisse in *Die Innerste* gesehen werden. Es geht eben nicht nur um »Boffzen, Fürstenberg und den Solling«, sondern auch

um »das übrige Weltall«. Mit erzähltechnischen Mitteln, die die Moderne antizipieren, werden Räume und Zeiten (1760, 1890, die Zeit der Lektüre) aufeinander bezogen.

In *Hastenbeck* wird der *Odfeld*-Stoff noch einmal neu durchgearbeitet. Raabe holt zeitlich und räumlich weiter aus und schreibt ein »Traumbilderbuch dieser Wintertage und -nächte zwischen den Jahren [siebzehnhundert]siebenund-

**WILHELM RAABES  
WUNDERWAGEN  
IST EIN DURCH HÖCHSTE  
KUNSTFERTIGKEIT  
ANGETRIEBENES  
SPRACH-VEHIKEL,  
AUF DEM GESCHICHTEN  
ERZÄHLT WERDEN.**

## Wilhelm Raabe

fünfzig und achtundfünfzig.« Zentrale Figur des Buches ist die Wackerhahnsche, eine kriegserfahrene Försterswitwe aus dem Solling. Gemeinsam mit ihr fliehen der Deserteur Leopold Wille (Porzellanmaler in der Fürstenberger Manufaktur) und seine Braut, das Bienchen von Boffzen, auf einer abenteuerlichen Odyssee von der Weser quer durch den verschneiten Harz. Das zum Greifen nahe Happy End – der Krieg ist für diesmal überstanden, die Wackerhahnsche soll eine Großmutterrolle in der jungen Familie übernehmen – wird jedoch verweigert: So übel haben Leben und Menschen die-

ser alten Frau mitgespielt, dass sie eine Rückkehr ins »normale« soziale Gefüge nur ablehnen kann.

Erzähltechnisch werden auch Kapriolen geschlagen. Die Flucht durch den Harz ist eine Tournee durch die deutsche Literaturgeschichte (Goethe, die Stolbergs, Gottfried August Bürger werden gestreift, Helden und Leser/innen begegnen dem Vater des jungen Werthers). Eine der schönsten Szenen aber ist die Begegnung der Hauptheldin mit sich selbst: Auf dem Schloss zu Blankenburg bemerken die Kinder des Herzogs von Braunschweig die Ähnlichkeit der »Frau Förstern« mit der »Weserhexe«,

einer um 1760 in Fürstenberg entstandenen Porzellanfigur. Die Wackerhahnsche war ihr Modell – ihr Autor kannte sie natürlich gut. Wilhelm Raabe aber kann man gar nicht gut genug kennen!

**Wilhelm Raabes Wunderwagen. Das Odfeld und Hastenbeck.** 2 Bände im Schuber, zusammen 32 € (einzeln je 17 €). **Die Innerste.** 10 €. Alle Bände als Paperback bei [hohesufer.com](http://hohesufer.com)

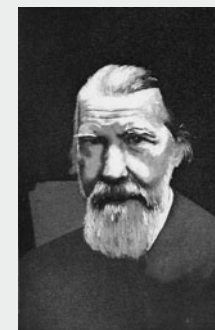


### • WILHELM RAABE IN DER KUNST •

**D**er Maler, Grafiker und Arno-Schmidt-Freund **Eberhard Schlotter** (\*1921) hat in den Jahren 1989 und 1993 zwei Serien von Radierungen zu Wilhelm Raabes *Die Innerste* und *Das Odfeld* geschaffen.

Raabes Auseinandersetzung mit dem (Un-)Wesen des Kriegs findet in Schlotters Arbeiten eine kongeniale Fortsetzung. Sein umfangreiches Werk wird im Bomann-Museum, Celle, betreut.

Dort war im Jahr 2008 auch die Ausstellung »Ins Innerste. Eberhard Schlotter sieht Wilhelm Raabe« zu sehen. [www.eberhard-schlotter-stiftung.de](http://www.eberhard-schlotter-stiftung.de)



**Nebel an der Innerste** (1988, Aquarell), und **Wilhelm Raabe** (1989, Aquatinta) – im Besitz des Künstlers. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung Eberhard Schlotters.

»Dass Woche für Woche  
in Buenos Aires  
'zig Dichterlesungen stattfinden –  
ist das aufregend  
oder einfach grauenhaft?«

Damián Tabarovsky

Wer Argentinien kennenlernen  
möchte, für den ist das Programm  
des Berenberg-Verlags ein perfekter  
Schlüssel – auch wenn er das Land  
durch vier Nebeneingänge betritt.



**BERENBERG** [www.berenberg-verlag.de](http://www.berenberg-verlag.de)

Ludwigkirchstraße 10a · 10719 Berlin Tel. 030/21 91 63 - 60 hb@berenberg-verlag.de